

den nach Futterkräutern benannten Ortsnamen. Die Deutung widerspricht der Regel, dass das überall vorhandene Gemeingut der Nomengebung, die notwendig an das Einmalige und Besondere anknüpft, nicht dienen kann. In der Tat weisen nach den urkundlichen Zeugnissen bei Krieger I, 958 die vier badischen Heubach zurück auf Hag und Heide, nicht auf Heu. — Bei Hungersberg S. 91 konnte die sachlich anziehende Aufklärung M. R. Bucks im Obd. Flurnamenbuch (1880) 119 mitgeteilt werden, dass die Hirten seit alter Zeit das Vieh namentlich nachts auf Plätze trieben, wo es nichts zu fressen bekam, und die bis heute Hungerweiden o. ä. heißen, weil sie ihre natürliche Trockenheit und Dürftigkeit eben auch behalten haben. Mit dem Ungarneinfall von 911 usw. darf man den Namen nicht zusammenbringen, weil er auch in Gegenden auftritt, die die Ungarn nie heimgesucht haben. — Irrig ist bei Oranienbaum S. 97 vorausgesetzt, dass der Baum, der den Namen hergibt, gar nicht bestehe: die anhaltische Stadt heisst nach einer im 17. Jahrh. angelegten Orangerie, die bei Petersburg nach einer Anlage von 1714: P. Kretschmer, Wortgeographie der hd. Umgangssprache (1918) 86. — Das Unterscheidungsmerkmal zwischen Kaltennordheim und Kaltensundheim S. 103 ist nicht das Klima, sondern die Himmelsgegend. — Gut wird S. 110 der Verlust der mittleren Glieder in dreiteiligen Ortsnamen behandelt: Altstetten ist aus *Altolvesteti* entstanden, Hersfeld aus *Hariulfisfelt* usw. wie Apfelblüte aus Apfelbaumblüte, Weihkessel aus Weihwasserkessel. Aber die besten Beispiele werden übergangen: Bismarck aus *Bischofes marc*, Salzburg aus *Salzachburg*. Dieses letzte wird S. 82 verkannt und falsch eingeordnet. — Von Spriegelsbach S. 112 war auf Brühl S. 38 zu verweisen.

Besser als nach der durchlaufenden Disposition mit ihren I A 1) a) α) wäre das Buch in abgerundete Kapitel mit scharf ausgeprägten Ueberschriften gegliedert worden. Dann wären auch manche reichlich abstrakten Zwischensätze (S. 82: Bestimmung und Benennung nach naturgeschichtlichen Gegenständen, die mit dem Orte in irgendeiner Beziehung stehen oder einmal gestanden haben) von selbst weggefallen. Durch sparsameren Druck hätte sich hie und da ein Verweilen möglich machen lassen, das die Dinge vielfach erst reizvoll gestaltet. Auch für ein Namenregister hätte sich so Raum schaffen lassen, das die Fülle des Gebotenen erschlossen hätte, und die Bemerkung über Förstemann S. 114 hätte zum Literaturnachweis ausgestaltet werden können, für den wir hier einige Werke anmerken, die bei M. nicht benutzt scheinen: J. L. Brandstetter, Namen der Bäume und Sträucher in Ortsnamen der deutschen Schweiz. Progr. Luzern 1902. — Gg. Buchner, Die Ortsnamen des Karwendelgebiets. Oberbayr. Arch. 61 (1918) 259 ff. — P. Cassel, Ueber thüringische Ortsnamen. Erfurt 1854 und 1858. — Wh. Deecke, Morphologie von Baden auf geologischer Grundlage. Berlin 1918, S. 218. ff. — H. Hirt, Etymologie der deutschen Sprache ² München 1921. — F. Kluge, Deutsche Sprachgeschichte. Leipzig 1920. — P. Scheuermeyer, Einige Bezeichnungen für den Begriff Höhle in den romanischen Alpendialekten. Beihefte zur Zs. für roman. Philologie 69. Halle 1920. — Knr. Schiffmann, Die Stationsnamen der Bahn- und Schiffahrtlinien in Oberösterreich ⁴. Linz 1919. — J. Schnetz,

Das Lär-Problem. Progr. Lohr a. M. 1912/13. — Edw. Schröder, Ueber Ortsnamenforschung. Wernigerode 1908. — R. Vollmann, Der Name Tegernsee, Altbayr. Monatsschrift 9 (1909/10) 89 ff. — Ad. Wrede, Rheinische Volkskunde. Leipzig 1919. — J. Wutschke, Die Ortsnamen auf -ingerode. Zs. des Harzvereins 52 (1919) 68 ff. — A. Ziegler, Die geographischen und topographischen Namen von Winterthur, Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur auf 1909, Stück 244. Winterthur 1908.

Druckfehler sind nicht selten: 8, 1 lies Prov.; 11, 10 ahd.; 23, 11 GW.; 28, 15 ist das erste wohl zu streichen; 35, 1 lies das statt als; 39, 9 noch mundartlich; 46, 10 ON.; 72, 17 lies 1530 statt 1350; 86, 10 Spēhteshart; 88, 23 Eresried; 89, 3 zahlreich; 99, 13 Vielmehr; 101, 4 f. Kleinlaufenburg; 101, 19 übrigens. Doch wir nehmen gerade bei diesem Buch die mancherlei Spuren gern in Kauf, die darauf deuten, dass es unter ungünstigen Arbeitsbedingungen entstanden ist, und kehren damit zum Ausgangspunkt zurück.

Freiburg i. B.

Alfred Götze.

Lorenzo Bianchi, Novelle und Ballade in Deutschland von A. von Droste bis Liliencron. Bologna, Zanichelli (ohne Jahreszahl), 241 S. 8°. Lire 3.50.

Der Titel des Buches gibt irrigen Vermutungen Raum. Wer erwarten würde, in dem Buche eine Geschichte der Novelle und der Ballade von Annette bis Liliencron zu finden, würde beträchtlich enttäuscht sein. Wer die Entwicklung der Novelle in dem angegebenen Zeitabschnitt behandeln wollte und an W. Riehl, an P. Heyse stillschweigend vorüberginge, der wäre ein seltsamer Historiker. Aber es ist kein Zufall, dass gerade diese beiden Namen fehlen. Das Buch handelt im Grunde nicht von der Novelle und Ballade, sondern von Novellen- und Balladendichtern, d. h. von Dichtern, die sich auf beiden Gebieten betätigt haben. Und es kommt dem Verfasser in erster Linie auf die Herausarbeitung der Persönlichkeit an, nicht auf ihre Stellung in einer Entwicklung oder auf technische Dinge. Zweifellos aber sind W. Riehl und P. Heyse in ihren Werken unpersönlicher als die Dichtergestalten, die hier an uns vorüberziehen: Annette, Otto Ludwig, C. F. Meyer, Keller, Storm, Raabe, Liliencron. Was uns Bianchi bietet, das sind einzelne Essais, die vortrefflich geschrieben sind und mit feinstem Verständnis in das Wesen der Dichter eindringen. Sie leiten deren Eigenart aus ihrem Verhältnis zur Heimat ab, aus der Art der Heimat und der Umwelt, und setzen wieder mit der persönlichen Wesenheit ihrer Verfasser besondere Eigenschaften der Dichtung in Beziehung. Es geht mir freilich etwas weit, wenn Bianchi meint (S. 125): „Aus höchster und feinsten Synthese von Leben und Religion in einem sehr edlen Sinne dürfen wir Kellers Liebe zur zyklischen Komposition verstehen.“ Gern hätte ich auch bei Keller seinen Hass gegen alle Originalitätssucht stärker herausgearbeitet gesehen, der auch seine Stellung gegenüber C. F. Meyer wesentlich bestimmt hat. Wohl hat Keller mit Vorliebe „Originale“ dargestellt, aber es ist sehr missverständlich, wenn es von der Rahmenfabel der Züricher Novellen heisst, sie beruhe „bekanntlich“ auf dem Suchen nach Originalen (S. 128).

Die Darstellung ist nicht belastet mit literarischen Nachweisen, was bisweilen recht ärgerlich ist; so würde ich gern wissen, wo Liliencron gesagt hat (S. 227): „Ich bin in herrlichster jauchzender Stimmung, wenn ich dichte, ich renne im Zimmer umher, pfeife, singe, rauche unaufhörlich.“ Aber sehr gern möchte ich auch wissen, wie „das kosmische Gefüge“ von Kellers Dichtung aussieht (S. 114), und wie er „in den Zusammenhang kosmischer Dinge hineinwächst“ (S. 119).

Giessen.

O. Behaghel.

Joseph, Goethes erste grosse Jugenddichtung wieder aufgefunden und zum ersten Male herausgegeben von Paul Piper. Hamburg, Gente. 1920. XXX u. 222 S. 8°.

Walter A. Berendsohn, Der neuentdeckte „Joseph“ als Knabendichtung Goethes. Stilkritische Untersuchungen. Ebenda 1921. 31 S. 8°.

Manuel Schnitzer, Goethes Josephbilder, Goethes Josephdichtung. Ebenda 1921.

Wir wissen, dass der jugendliche Goethe dem biblischen Joseph eine liebevolle Anteilnahme widmete. Er entwarf 1761/62 den für den Königsleutnant tätigen Malern in einer Denkschrift die Komposition von zwölf Bildern zu seiner Geschichte. Sieben Gemälde wurden danach von Georg Trautmann ausgeführt, von denen fünf als Stiftung ihres Entdeckers, Dr. Martin Schubart, das Frankfurter Goethe-Museum zieren. Die Denkschrift selbst ist nicht erhalten. Etwa ein Jahr später schuf Goethe nach dem Muster des Moserschen Daniel in der Löwengrube eine epische Dichtung in Prosa, die Josephs wunderbare Errettung und Erlösung behandelte. Auch dieses Jugendwerk gilt als verloren, da Goethe es in Leipzig mit andern biblischen Gedichten zum Feuertode verdammt.

Vor einigen Jahren machte mir nun Herr Prof. Piper in Altona die Mitteilung, dass er die Handschrift dieses Goetheschen Josephs besitze und herausgeben wolle. Sein Druckmanuskript sei bereits fertig. Er sei fest überzeugt, dass die Dichtung Goethes Handschrift aufweise. Als Beleg dafür fügte er die Photographie einer Seite bei. Ich musste ihm leider erwidern, dass die Handschrift nicht die Goethes sei, der ja aber auch angebe, dass er seine Dichtung dem geistig gestörten Mündel seines Vaters, dem Dr. jur. Clauer diktiert habe. Der Inhalt der mitgeteilten Probe spreche aber in keiner Weise für Goethes Autorschaft.

Im Jahre 1920 liess dann Piper das Werk unter dem obengenannten Titel erscheinen. Die flüchtig umgearbeitete Einleitung hielt an einigen Stellen an der Annahme der eigenen Handschrift des jungen Dichters fest, während an andern wieder behauptet wurde, dass das Ganze von Clauer geschrieben sei.

Begreiflicherweise hätte man besonders im Kreise der Fachgenossen eine Auferstehung der verloren geglaubten Jugenddichtung mit Freuden begrüsst und dem Entdecker gern den gebührenden Dank gezollt. Aber der Pipersche Joseph brachte, als er ans Licht trat, eine schmerzliche Enttäuschung. Nicht nur, dass die Dichtung, Goethes eigener Angabe widersprechend, in Versen, statt in Prosa geschrieben war, sondern sie erwies sich nach Inhalt und Form für jeden, der nur einige Kenntnis von Goethes Jugendpoesie hatte, als so durchaus unpoetisch, dass man nicht zu begreifen vermochte, wie Prof. Piper in einen solchen Irrtum

habe verfallen können. Dieser dagegen schätzte seine Entdeckung unglaublich hoch ein und hielt sie für weit wichtiger als die des Urfaust. Dass sein Joseph in Versen verfasst sei, beweise nichts, denn wenn Goethe von Prosa rede, so meine er damit eben Verse. Die Verurteilung von seiten der Goethekenner in der Tagespresse und in Zeitschriften war allgemein. Diese 5500 holperigen Alexandriner, die, mit der deutschen Sprache auf sehr gespanntem Fusse stehend, in tödlicher Langeweile und endlosen Wiederholungen die Geschichte des armen Joseph ableiern, waren nicht das Werk eines genialen Knaben, sondern das eines älteren Poetasters, dessen mangelhafte literarische Bildung durchaus in der Zeit vor Klopstock wurzelte. Zudem weist nichts in dieser Josephiade auf Frankfurt hin, keine Spur der beim jungen Goethe so häufigen Anklänge an den Frankfurter Dialekt findet sich. Dagegen lässt die fortwährende Verwechslung von mir und mich, des Dativs mit dem Akkusativ keinen Zweifel darüber, dass man den Geburtsort der Dichtung in Niederdeutschland zu suchen hat. Dass alles aber focht den augenscheinlich in einer hartnäckigen Suggestion befangenen Herausgeber nicht im mindesten an. Mit den unglaublichsten Scheingründen verfocht er seine felsenfeste Ueberzeugung. So etwas steckt an. Und so fand er denn auch einige Mithelfer. Der Privatdozent an der Hamburger Universität Herr Dr. Walter Berendsohn und der Journalist Herr Manuel Schnitzer bewähren sich in immer neuen Artikeln und Broschüren als die streitbaren Vorkämpfer seiner Sache. Herr Berendsohn versucht es mit gelehrter Stilkritik, die die wunderlichsten Blüten treibt. So versteigt er sich zu der absurden Forderung, die Gegner hätten die Pflicht, wenn sie Goethe als Verfasser nicht anerkennen wollten, nachzuweisen, wer denn der Autor sei. Er sah mit Piper einen Hauptbeweis darin, dass der Triumphzug Josephs in Memphis dem Krönungszuge Josephs II. in Frankfurt nachgebildet sei. Als ich die völlige Grundlosigkeit dieser Behauptung darlegte und nachwies, dass der Dichter hier vielmehr einen Kupferstich der Merianschen Bilderbibel in schlechte Verse gebracht habe, verschwand der erste Beweis in die Versenkung, um folgender Behauptung Platz zu machen: Da ja auch der bibelfeste junge Goethe die weitverbreitete Merianbibel und das grosse vielgelesene Tellersche Bibelwerk gekannt habe, dem der Altonaer Dichterling seine besten Einfälle entnimmt, so sei an Goethes Schuld kein Zweifel mehr gestattet.

Ein köstlicher Artikel des Herrn Berendsohn ist betitelt „Frankfurt am Nil“ (Der Tag, 26. April 1921). Der Dichter des ägyptischen Joseph schildert Memphis als eine volkreiche Handelsstadt mit ansehnlichen Gebäuden. Aber noch mehr. Die Einwohner von Memphis gehen ganz in Seide gekleidet, und der tiefbohrende Forscher findet in einer alten Beschreibung Frankfurts, dass zu Goethes Zeit eine Seidenfabrik in der Nähe der Stadt betrieben wurde. Sofort ist ihm klar: die Memphiten sind nur verkappte Frankfurter Spiessbürger, und Goethe hat seiner Vaterstadt am Nil ein Denkmal setzen wollen. Dies und noch manches derart wird mit dem grössten Ernste vorgetragen.

Leichter geschürzt ist die feuilletonistische Muse des Herrn Manuel Schnitzer. Wir verdanken ihm ja auch eine ganze Anzahl von Humoresken und eine hübsche Sammlung „jüdischer Witze“. Sein neuestes